



„C’est vraiment la crue du siècle.“

Solche Sätze fallen in Frankreich nicht leichtfertig. Und doch hört man sie dieser Tage zwischen durchnässten Hausfassaden, überfluteten Marktplätzen und abgesperrten Landstraßen im Westen des Landes. In der Bretagne, im Loire-Tal und entlang der Atlantikküste spielt sich ein Drama ab, das weit über ein gewöhnliches Winterhochwasser hinausgeht.

Seit Wochen fällt Regen – nicht als kurzer Schauer, sondern als zäher, beständiger Begleiter des Alltags. Flüsse wie die Vilaine, die Maine oder die Sèvre Nantaise sind über ihre Ufer getreten. In der Loire-Atlantique stehen ganze Ortsteile unter Wasser. Frankreichweit befinden sich mehr als 80 Départements unter Hochwasserwarnung – ein historischer Höchststand seit Beginn der systematischen Erfassung im Jahr 1959.

Man spürt: Hier gerät etwas aus dem Gleichgewicht.

Meteorologen sprechen von einer außergewöhnlichen Serie atlantischer Tiefdruckgebiete. Sturm „Nils“ brachte sintflutartige Niederschläge, riss Äste von Bäumen, kappte Stromleitungen und forderte Menschenleben. Ein Lkw-Fahrer starb, als ein herabfallender Ast sein Fahrzeug traf. Tragödien, die die abstrakte Wetterlage plötzlich greifbar machen.

Doch das eigentliche Problem liegt tiefer. Wochenlanges Regen hat die Böden vollständig gesättigt. Hydrologen nennen dieses Phänomen „hydrologische Sättigung“. Der Begriff klingt technisch, beschreibt aber eine einfache, fatale Tatsache: Der Boden kann kein Wasser mehr aufnehmen. Jeder weitere Niederschlag fließt sofort in Bäche und Flüsse – und treibt die Pegel in die Höhe.

Es braucht dann keinen Jahrhundertsturm mehr. Ein normaler Regen reicht.

In Städten wie Angers, Redon oder Vertou gleicht der Alltag einem Ausnahmezustand. Keller laufen voll, Straßen verschwinden unter braunem Wasser, Brücken werden gesperrt. Manche Bewohner bewegen sich in Gummistiefeln durch ihre Viertel, andere setzen kleine Boote ein. Provisorische Holzstege verbinden Haustüren mit der Außenwelt. Das klingt fast surreal – ist aber bittere Realität.

Die wirtschaftlichen Folgen lassen nicht auf sich warten. Bahnlinien werden gedrosselt, Verkehrsachsen unterbrochen, Lieferketten geraten ins Stocken. Frankreich ist eine hochvernetzte Volkswirtschaft; wenn zentrale Routen ausfallen, spürt man das rasch bis in Industrie und Handel hinein. Und dann sind da noch die privaten Schäden: durchnässte Wohnungen, zerstörte Möbel, Existenzen, die erneut ins Wanken geraten.



Viele Betroffene berichten von einem Gefühl der Ohnmacht. Wer erlebt hat, wie das Wasser unaufhaltsam steigt, kennt dieses mulmige Ziehen im Magen. Man schaut auf den Pegel – und hofft. Mehr bleibt nicht. Ganz ehrlich: Das macht was mit einem.

Dabei ist Hochwasser im Westen Frankreichs kein unbekanntes Phänomen. Die Loire und ihre Nebenflüsse traten schon in der Vergangenheit über die Ufer. Die Hochwasser von 1910 oder 1995 gelten bis heute als Referenzereignisse. Doch selbst im historischen Vergleich wirkt die aktuelle Lage außergewöhnlich. Die Häufung extremer Wetterlagen in den vergangenen Jahren zeichnet ein klares Bild.

Der Begriff „Jahrhundertflut“ suggeriert eine statistische Wiederkehrperiode von hundert Jahren. In einer sich erwärmenden Welt verliert diese Kategorie an Aussagekraft. Ereignisse, die früher als selten galten, treten häufiger auf. Wärmere Luft speichert mehr Feuchtigkeit, Niederschläge fallen intensiver aus. Gleichzeitig verändern sich atmosphärische Zirkulationsmuster. Tiefdruckgebiete verharren länger über denselben Regionen – und lassen es regnen. Und regnen. Und regnen.

Frankreich liegt an der Schnittstelle zwischen atlantischem und kontinentalem Klima. Winterstürme vom Ozean treffen auf dicht besiedelte Flusstäler. Viele Städte entstanden historisch entlang der Wasserwege – aus guten Gründen. Handel, Verkehr, fruchtbare Böden. Doch genau dort liegt heute das Risiko.

Die politische Dimension dieser Flut tritt unweigerlich in den Vordergrund. Frühwarnsysteme wie Vigicrues liefern präzise Prognosen, Katastrophenschutz und Einsatzkräfte arbeiten professionell. Dennoch stoßen Prävention und Raumplanung an Grenzen. Rückhalteflächen, Renaturierungen, ein möglicher Rückbau besonders gefährdeter Bebauung – all das kostet Geld, Zeit und politischen Mut.

Nach jeder Flut fließen Millionen in den Wiederaufbau. Doch strukturelle Veränderungen verlaufen langsamer als steigende Pegel.

Der Westen Frankreichs erlebt in diesen Wochen mehr als eine Naturkatastrophe. Er erlebt einen Moment der Selbstvergewisserung. Wie viel Risiko trägt eine Gesellschaft? Wie reagiert sie auf eine Realität, die sich schleichend verändert? Und wie plant man eine Zukunft, in der Extremwetter nicht mehr Ausnahme, sondern Bestandteil des Klimas ist?

Während neue Regenfälle angekündigt sind und manche Flüsse ihren Höchststand noch nicht erreicht haben, bleibt die Lage angespannt. Irgendwann wird das Wasser zurückgehen. Schlamm bleibt zurück, beschädigte Häuser, erschöpfte Menschen.



„Die Jahrhundertflut“ – Der Westen Frankreichs steht unter Wasser

Und eine Erkenntnis, die sich nicht einfach wegwischen lässt: Die nächste große Flut steht nicht in weiter Ferne. Sie lauert im Wetterbericht der kommenden Jahre.

Von C. Hatty